

1.

Kapitel

Hier geht's um Leben und Tod

Hier geht's um Leben und Tod. Also jetzt bloß keinen Fehler machen! Sitzen die Elektroden? Check! Funktioniert das EKG-Gerät? Check! Ist die Stoppuhr bereit? Check!

Alles klar! Es kann losgehen.

Ich muss zugeben, ich bin etwas nervös. Manche Dinge bleiben einfach aufregend, egal wie oft man sie schon gemacht hat. Notfallübungen gehören dazu. Mein Magen rumort.

Dabei hat der gar nichts zu verdauen. Nur der Tee von heute Morgen schwabbert darin herum. Obwohl? Vermutlich ist er schon weitergewandert und rauscht mittlerweile durch die Nieren. Kommt bestimmt gleich in der Blase an. Ich merk schon, wie der Druck steigt. Das Herz spielt auch verrückt. Dem EKG kann es nichts vormachen. Die Wellen rasen über den Monitor. Jede Welle ist ein Herzschlag, und je schneller mein Herz schlägt, umso mehr Wellen produziert es. Wie bei einer Sturmflut. Wenn das Herz tobt, ist das Leben besonders aufregend. Gibt es hingegen keine Wellen mehr, ist man höchstwahrscheinlich tot. Das mit dem Totsein geht schnell. Gleich ist es wieder so weit. Licht aus!

Im Zimmer ist es dunkel. Nur die Schatten der Möbel kann ich noch erkennen. Gut so. Ist schließlich der Sinn der Übung! Ich lasse mich fallen und lande weich im Sessel hinter mir. Noch einmal tief durchatmen und los geht's! Die Elektroden reiße ich mir mit einem Ruck von der Brust. Und dann passiert, was passieren soll: Die Wellen auf dem Monitor werden kleiner. Die Elektroden spüren keinen Herzschlag mehr. Die Wellen schrumpeln zusammen, bis nur noch eine gerade Linie von ihnen übrig ist. Das EKG-Gerät schlägt ALARM !!! Ich starte meine Stoppuhr. Es dauert genau 23 Sekunden, dann geht die Tür auf und jemand stürmt ins Zimmer. Keine Ahnung, wer es ist, aber ein guter Start sieht anders aus. Kurzes Gerumpel. Dann ein Schrei! Aha! Es ist Schwester Ada. Bestimmt ist sie beim

Versuch, den Lichtschalter zu ertasten, gegen die Schublade geknallt, die ich extra hab offen stehen lassen. Ada schnauft am Boden und ich sehe ihren Schatten, der aufzustehen versucht, aber gleich wieder fällt.

»Scheiße!«, brüllt Ada.

War bestimmt die Schmierseife. Hab ich vorhin auf dem Boden verteilt. Kurz vor dem Herzanfall wird oft noch gekotzt. Echte Kotze zu bekommen, ist im Krankenhaus eigentlich kein Problem. Aber mal ehrlich, wie eklig ist das bitte? Und furchtbar unhygienisch!!!

Ada hat es geschafft. Sie steht und tastet sich durch den Raum. Wirklich unglaublich! Schon so viele Jahre in diesem Krankenhaus, doch ihre Ortskenntnis ist immer noch mies. Das Bett, in dem der Notfallpatient liegt, liebevoll von mir aus Decken und Kissen zusammengebaut, hat sie immer noch nicht erreicht. So langsam stirbt die Hoffnung mit dem Patienten.

Zwei Minuten und eins, zwei, drei, vier ... Ich lasse die Uhr nicht mehr aus den Augen ... fünf, sechs, sieben, acht Sekunden. Endlich kommt Ada am Bett an und schaltet den Alarm aus. Ich stoppe die Uhr, knipse das Licht an und gucke so vorwurfsvoll, wie ich nur kann: »Du warst zu langsam, Ada. Schon wieder.«
Ada schnaubt. Ihr Gesicht ist ganz rot.

»Pff... ich und zu langsam! Ich hatte erst zwei Tote diesen Monat. Ich bin super!«

Über so viel mangelnde Selbstkritik kann ich nur den Kopf schütteln. Ada versteht den Ernst der Lage nicht. »Ada, zwei Tote sind überhaupt nicht super. Das sind zwei Tote zu viel.« Ich trage Adas Stoppzeit in meinen Ordner ein. Sie bleibt stur: »Ach komm! Zwei Tote bei zehn Notfallübungen sind doch gar nicht schlecht. Das mit der Schublade war übrigens voll gemein.« Ada schnuppert an ihren Händen. »Und das mit der Seife auch.«

»Das war nicht gemein, das war realistisch«, kläre ich sie auf.

»Vergessene offene Schubladen und Kotze auf dem Boden. Damit musst du rechnen.«

»Ach, Rechnen!«, grinst Ada. »Ist nicht so meine Stärke. Weißt du doch.« Ja, weiß ich. Denn wenn es anders wäre, wüsste Ada auch, dass eine Quote von zehn zu zwei bedeutet, dass man in ihrer Obhut mit zwanzigprozentiger Wahrscheinlichkeit stirbt. Das ist verdammt hoch! Aber besser, ich sage ihr das nicht. Vor einem halben Jahr habe ich Ada eine Mängelliste ihrer Arbeit vorgelegt, alles fein säuberlich aufgeschrieben, was sie so falsch macht und was sie besser machen könnte. Zwei Tage lang hat sie nicht mit mir gesprochen und mich bei den Notfallübungen dreimal sterben lassen. Verblutet, vergiftet und Schlaganfall! Manche Menschen können mit Kritik einfach nicht umgehen. Deswegen überlege ich, wie ich ihr am besten beibringe, dass sie dringend mal wieder ein bisschen mehr Sport machen und weniger Pralinen essen sollte. Mein Blick sagt mehr als tausend Worte.

»Du findest, ich bin fett geworden?«

Ich bin mir nicht sicher, ob das eine Fangfrage ist und Ada mir gleich den Kopf abreißt, wenn ich Ja sage. Besser diplomatisch bleiben. Ich zeige ihr meine Aufzeichnungen aus den letzten Jahren: »Schneller geworden bist du mit der Zeit jedenfalls nicht.«

»Ich bin also fett und alt?«

Diese Diskussion führt in keine konstruktive Richtung. Am besten, ich sage nichts mehr und klaue einfach weiter heimlich die Pralinen aus dem Schwesternzimmer. Im Grunde ist nämlich genau das das Problem. Glückliche geheilte Patienten bedanken sich mit Pralinen und anderem Süßkram für ihre Entlassung. Ich finde dieses Verhalten unverantwortlich. Diabetes, Fettleber und Herzinfarkt sind nur einige der Folgen von übermäßigem Zuckerkonsum. Doch das Klinikpersonal futtert sich nicht nur selbst ins Grab, nein, sie reißen andere gleich mit. Denn wenn Ärzte, Pfleger und Schwestern fett werden, werden sie langsamer, kommen bei Notfällen zu spät und der Patient stirbt. Ich tue wirklich viel, damit hier alle fit bleiben, und will mir gar nicht ausmalen, was passiert, wenn ich einmal nicht

mehr da sein sollte. Falls es diesmal wirklich wahr ist und ich entlassen werde. Ada scheint gerade das Gleiche zu denken, denn sie guckt ein bisschen traurig aus der Wäsche:

»Ohne dich wird es hier bestimmt todlangweilig.« Ich seufze. Wenn das mal nur so wäre. Ich tippe eher auf lebensgefährlich. Aber im Grunde läuft das ja aufs Gleiche hinaus.

Nur einen Moment habe ich nicht aufgepasst und schon macht Ada wieder, was sie will.

»

ADA!«, rufe ich noch. Zu spät. Sie hat die Vorhänge aufgezo- gen und die Sonne knallt ins Zimmer. Ich muss die Augen zusammenkneifen! Mann! Ada weiß doch, dass ich das hasse. Natürlich tut sie ganz unschuldig.

»Ja, Samuel, mein Sonnenschein?« »Mach sie zu!«

»Ach komm! Ein bisschen Sonne hat noch keinem geschadet.« Das sollte Ada mal ihren Hautkrebspatienten sagen. Die würden ihr was erzählen. Und wenn ich ihr erzähle, warum ich offene Vorhänge nicht mag, würde sie mich nicht ärgern, sondern auch noch die Fenster mit Brettern verammeln. Ich erzähle es ihr aber nicht. Geht sie nichts an.

Das geht niemanden etwas an! Deswegen muss ich alles selber machen, zum Fenster latschen und die Vorhänge zuziehen. Ich wollte wirklich nicht hingucken, aber ein kleines bisschen hab ich sie doch gesehen: die Berge am Horizont. Sie sind auch schwer zu übersehen. Mit dem ganzen Schnee obendrauf, der in der Sonne glitzert. Die Berge können so viel glitzern, wie sie wollen, ich will sie nicht sehen. Den Vorhang ziehe ich millimetergenau vor die Fenster, damit auch nicht der kleinste Felsen ins Zimmer schaut. Ada grinst. Das ist für Ada nicht ungewöhnlich. Doch es ist kein normales Grinsen, es ist eines von der Sorte: Ada hat etwas vor. Nur was? Ich lasse Ada nicht aus den Augen. Und bin trotzdem zu langsam. Mist! Ich schaffe es nicht, sie daran zu hindern, unter ihrem Kittel eine Rolle Klebeband hervorzuziehen, die Vorhänge wieder zu öffnen und an der Wand festzukleben. Ich hätte es wissen müssen, wenn sie

will, kann Ada doch schnell sein. Scheinbar findet sie eine Notfallübung unwichtiger als ihren Schabernack. Manchmal frage ich mich, ob das hier ein Krankenhaus oder der